

Vogels Märchenstunde

Jürgen Vogel: „Organspende ist überaus wichtig, für alle“, FR-Politik vom 27.12.

Vogel betont die Wichtigkeit der Organspende. Im Interview wird auch das Thema „Hirntod“ angesprochen. Vogel meint: „Wir müssen endlich Schluss machen mit dieser Märchenstunde. Was ist man denn, wenn das ganze Gehirn tot ist, außer tot?“ Hier ist er durch den suggestiven Begriff des „Hirntods“ selbst in eine Märchenstunde geraten.

Obwohl die Entscheidung für eine Organentnahme an die Formulierung „nach meinem Tod“ gebunden ist, muss das transplantierte Organ lebendig sein. Ein totes Organ kann nicht transplantiert werden. Muss das zu transplantierte Organ lebendig sein, ist auch der Organspender nicht tot. Dieses Dilemma wird mit dem „Hirntod“ gelöst. Der Tod wird mittels apparativer Daten ins Gehirn lokalisiert. Die Daten gewinnen die Macht einer objektiven Wahrheit. Die Entscheidung „Nach meinem Tod“ hängt daran. So wird heute für die Organspende geworben.

Dabei gibt es eine Vielzahl von Berichten über direkte Beobachtungen durch Angehörige und Pflegepersonal, die bei „Hirntoten“ Lebenszeichen dokumentieren. Die Soziologin Alexandra Manzei hat einige zusammengestellt: klare Schmerzreaktionen, Schwitzen, Zucken, Blutdruckanstieg, Rötung des Gesichts. „Sie treten nicht nur zufällig auf, sondern können auch konkret ausgelöst werden. Beispielsweise dann, wenn der

Bauchraum zur Entnahme der Organe geöffnet wird. Dann steigen Blutdruck und Herzfrequenz sprunghaft an“ (Interview FR 23. Mai 2012). Nicht selten werden solche Reaktionen von Ärzten als „Reflexe“ abgetan – doch Reflexe setzen Leben voraus. Manzei zitiert eine amerikanische Studie mit mehr als 12000 Beispielen dafür, dass Menschen nach dem Abschalten der Beatmungsmaschine noch länger als eine Woche gelebt haben.

Die Absurdität der Verleugnung solcher Informationen, die sogar zur Spaltung im Ethikrat bei der Bewertung des Hirntod-Konzepts geführt hat, zeigt eine tiefe Angst. Es werden eingreifende Handlungen legitimiert, über deren Folgen wir keine Informationen erhalten. Niemand kann darüber berichten, was er bei einer Organentnahme erlebt hat. Ein Grauen existiert nicht, wenn nicht mal seine Möglichkeit in Betracht gezogen wird. Diese Angst führt zur Flucht in den Glauben an „harte Daten“ und zum Ausblenden konkreter Beobachtungen, die in der Literatur wie auch im Internet leicht zugänglich sind. Müssten sie nicht in eine „ergebnisoffene Aufklärung“ einbezogen werden? Könnte es sein, dass jene Diskrepanz zwischen 80 Prozent Befürwortern von Organspende und nur 30 Prozent mit Bereitschaft für einen Spenderausweis mit einer Ahnung von dieser Verleugnung zu tun hat?

Dr. Hans von Lüpke, Frankfurt

Nichts oder nicht viel

Zu: „Renten klettern schneller als die Preise“, FR-Wirtschaft vom 31.12.

Ja, ja, die Statistik. Die Überschrift „Renten klettern schneller als die Preise“ suggeriert eine Situation, die in der Realität ganz anders aussieht. Ich weiß ehrlich gesagt nicht, was das soll und warum die FR hier keinen kritischen Kommentar absetzt. Was interessiert es, ob die Butter 2018 um elf Prozent teurer war als 2010, wenn die Miete im gleichen Zeitraum mindestens zweimal um jeweils 20 Prozent angehoben wurde und der unersättliche Staat im gleichen Zeitraum die diversen Umlagen und Steuern auf Energie um ein Mehrfaches als die elf Prozent angehoben hat?

Und toll, wenn die Rente von durchschnittlich 760 auf 906 Euro gestiegen ist, die Miete für diesen „Durchschnittsrentner“ aber vermutlich diese Steigerung schon aufgefressen hat.

Man (FR) sollte durch derartige Meldungen nicht den Eindruck erwecken, wie toll es denn um die Rente bestellt sei. Vielen Rentnern geht es immer schlechter mit der Rente, da ihnen die fixen Kosten immer schneller davonlaufen. Und wenn im Rahmen des Klimapakets (lach!) die Pendler mehr Geld bekommen, die EEG-Umlage gesenkt wird: Die Rentner haben davon in der Regel nichts oder nicht viel.

Reinhard Matthies, Pinneberg

Abstempeln geht zu weit

Zu: „Doktor der Stasi?“ und „Abstempeln hilft nicht“, FR vom 27. Dezember

In seinem Schauspiel „Leben des Galilei“ lässt Bertolt Brecht Galilei sagen: „Und ich überlieferte mein Wissen den Machthabern, es zu gebrauchen, es nicht zu gebrauchen, es zu missbrauchen, ganz, wie es ihren Zwecken diene.“ Heinar Kipphardt stellt in seinem Schauspiel „In der Sache J. Robert Oppenheimer“ eine vergleichbare Seelennot dar. Oppenheimer hatte während des Zweiten Weltkriegs bei den US-amerikanischen Bemühungen zum Bau einer Atombombe die Leitung, was er tat, um Hitler-Deutschland zuvorzukommen und einen Atombombeneinsatz zu verhindern. Angesichts des Einsatzes der Atombomben „Little Boy“ und „Fat Man“ in Hiroshima und Nagasaki äußerte er aber moralische Skrupel, und im Ergebnis eines Untersuchungsausschusses wurde Oppenheimer die erforderliche Sicherheitsgarantie für Arbeiten an Regierungsprojekten entzogen.

Die Zwickmühle zwischen einer Ergebnishaltigkeit gegenüber dem Staat, den Autoritäten und einer Anständigkeit gegenüber den Menschen ist natürlich der Stoff für Bühnenstücke. Das entgegengesetzte Extrem ist aber zweifelsohne der skrupellose und bedenkenlose Opportunist, der beim Erwerb des Dokortitels auf Menschenfreundlichkeit und Barmherzigkeit pfeift. Dass die Doktorarbeiten der 485 promovierten früheren Stasi-Offiziere „Anleitungen zur Verlet-

zung der Menschenrechte“ sind, ist unbestreitbar, so dass es auf jeden Fall richtig ist, dass das Stasi-Unterlagen-Archiv überlieferte Forschungsarbeiten von Hochschulabsolventen online stellt. Roland Jahns Forderung, frühere Stasi-Offiziere mit Dokortitel müssten ihren Titel mit dem Zusatz „Stasi“ führen, geht allerdings zu weit.

Dieses pauschale Abstempeln verdeckt zum einen den Blick auf den Einzelfall, und es stellt sich zum anderen die Frage, ob es nicht auch anderweitige Doktorarbeiten gibt, die unter philanthropischen Gesichtspunkten anrühlich sind. Keineswegs möchte ich die Tatsache abschwächen, dass die Stasi-Doktorarbeiten politisch nicht akzeptabel sind. Aber was ist etwa mit Doktorarbeiten zum Konstrukt der Resilienz, wenn sie sich in erster Linie als Teil neoliberaler Vorherrschaft darstellen, um gesellschaftliche Verantwortung ins Private abzu-drängen?

Im militärischen Bereich gibt es ein Programm „positiver Psychologie“, damit US-Soldaten lernen, auch extreme Erfahrungen als Herausforderung für persönliche Reifeprozesse anzusehen, um Selbstbewusstsein und Stärke im Sinne von Unbezwingbarkeit zu entwickeln. Ist das die schöne neue Welt, in der man störende negative Gefühle nicht mehr kennt?

Siegfried Kowallek, Neuwied

HP_0LES02FRDA - B_180334

